



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

20. Jahrgang.

1918.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Krokodiljagd auf Neu-Mecklenburg.

Von Rudolf Kummer.

Einige Eingeborene und ich saßen in dunkler Tropennacht unweit des nahe vorbeischießenden Flusses am heruntergebrannten Feuer und unterhielten uns nach des Tages Last und Mähen. Da schallt plötzlich durch die Stille der lauwarmen, finsternen Nacht ein gellender Hilfeschrei, ein starkes Zusammen schlagen der Wasser des nahen Damim Fissoa, und nichts war mehr zu hören als das Zirpen der Grillen, das Geschrei der fliegenden Hunde. Wir alle wußten, was geschehen war. Aufspringen, verdorrte Palmenzweige herbeiholen und das Feuer wieder anfachen, war eins. Wer im Dorfe noch nicht schlief, kam mit Feuerbränden herbei, um das nahe Flußufer abzuschauen. Auch ich schloß mich wohlbewaffnet, wie ich war, den Leuten an. Unterwegs wurde mir Aufklärung. Ein altes Krokodil hatte einen jungen Mann des Dorfes beim Wassers schöpfen in die Tiefe gezogen. Das von diesem Schwarzen benutzte, glimmende Holz, mit dem er sich den Weg suchte, lag noch am Ufer. Verwünschungen und Drohungen wurden laut. Ältere Leute baten mich, mit ihnen zusammen Jagd auf die den Fluß besiedelnden, gefräßigen Echten zu machen. Bereitwillig sagte ich zu, waren doch auch mir schon Schweine von meiner Zucht durch diese gewaltigen Tiere geraubt worden. Am anderen Morgen trat ich wohlversehen mit Gewehren und Munition, in Begleitung von zwei Schwarzen im Kanu meine Entdeckungsfahrt auf dem Flusse an. Leise und langsam, ja lautlos trieb mein Steuerer Luweio den Einbaum vorwärts, während die Augen und Ohren des vorderen Mannes, meines braven Magalak, nach beiden Ufern spähten und horchten. Doch nichts war zu sehen oder zu hören. Wir passieren verschiedene, quer über den Fluß gelegte lange Baumstämme, die von den Eingeborenen als Brücken benutzt werden; da verriet mir das plötzlich schmutzig werdende Wasser am rechten Ufer die unmittelbare Nähe des Krokodils. Jetzt wurde lautlos gerudert. Das Tier war offenbar an Land gegangen, um sich an einem freien Platze zu sonnen. Bei dieser Siesta wird zugleich ein kleines Frühstück eingenommen. Das Tier hängt seine lange gelbe, mit Schleim verfehene Zunge seitlich aus dem mit spitzen, scharfen, runden Zähnen besetzten Rachen heraus, und was sich darauf fängt, wird verschluckt. Ich warf nun eigens zu diesem Zwecke mitgenommene Stücke Holz in das sich am Ufer befindliche hohe Niedgras, doch nichts war von dem Tiere zu sehen oder zu hören. Nach längerem Warten fuhren wir weiter und kamen nach einiger Zeit zur Einmündung des Larufas, eines linken Nebenflusses des Damim-Flusses. Hier bekam ich eine Lagerstätte dieser Tiere zu sehen. Sie lag in einer Felsenhöhle dicht am Ufer. Nun ging es zur Quelle des Flusses, einem

großen, runden Becken von etwa 10 Meter Durchmesser. Die Quellen sind unterirdisch und von schönen, großen, roten Fischen bevölkert. Bald hatten wir einige dieser Fische an der Angel. Einige Buscheingeborene brachten auf meine Bitte gegen Bezahlung gekochte Caro, Bananen und junge Kokosnüsse zum Essen und Trinken. Nach dieser Stärkung ging es wieder heimwärts. In der Nähe der Lagerstätte angekommen, gewahrte uns ein Tier. Mit donnerähnlichem Getöse stürzte sich der alte prächtige Geselle in die Fluten und verschwand unter den die Ufer bewachsenden Sumpfpflanzen, nichts zurücklassend als die ausgewählten Wasserpflanzen. Wir fuhren nun an das Ufer, und ich besah mir seine Liegestelle. Niedergetretenes und liegendes Gras bezeugten uns, daß es ein älteres Tier von ziemlicher Länge und Umfang sein mußte. Sehnsüchtig wünschte ich, eine dieser Echten, von denen uns schon so viel Schaden zugefügt worden war, baldigst unschädlich zu machen. Wir fuhren nun heimwärts. Der heutige Tag war ergebnislos verlaufen, und so nahm ich mir den Sonntag als zweiten Jagdtag in Aussicht. Am späten Nachmittag wurde wieder ein Tier, sich sonnend, auf der anderen Uferseite gesehen.

Am Sonntag, den 12. April 1901, fuhr ich mit Mandau und Abakes, zwei Eingeborenen, wiederum den Fluß hinauf. Auf dem Wege zur Quelle tauchte eine Echte in die Fluten, ohne daß ich mich ihr nahen konnte. Kurz entschlossen, fuhr ich weiter, kaufte von den Buschleuten, denen ich gesagt hatte, daß ich heute zu ihnen käme, Pflanzkokosnüsse. Nach einer Stunde Aufenthalt ging es wieder lautlos stromabwärts. Kurz hinter der Mündung des Larufas in den Damim Fissoa bekamen wir ein altes, schönes Tier zu Gesicht, das sich bei unserem Anblick schnell in die Fluten warf und sich dann unter den Wurzeln eines alten Baumes versteckte. Da eine Gewehr kugel im Wasser keine Gewalt hat -- ich hatte nur die alte Jagdbüchse Modell A --, so war ich auf die Hilfe meiner am Ufer aufgestellten Arbeiter angewiesen, wenn ich das Tier haben wollte. Ich feuerte einige Schüsse ab, um meine Leute herbeizurufen. Meine Absicht war, das Krokodil mit einer Schlinge aus dem Wasser zu holen und dann zu töten. Wir fuhren nun an Land. Meine Leute waren inzwischen herbeigerufen. Einige beobachteten die Echte, die in dem nunmehr klaren Wasser sehr gut zu sehen war. Von einem in der Nähe befindlichen Bambusgebüsch wurden lange Bambusstangen geschlagen; andere Leute mußten eine lange, daumenstarke Luftwurzel, „Aufsahr“ genannt, herbeiholen. Diese Luftwurzel, die unten in eine große Schlinge auslief, wurde an der Bambusstange befestigt, und der andere Teil über einen starken Ast des Baumes geworfen, unter dessen

Wurzeln die Echse saß. Abakes und ich schoben nun den Bambus mit der Schlinge vor die Schnauze des Tieres, während Mandau mit einem zweiten vorgespitzten Bambusrohr dem Tiere auf den Schwanz stieß, damit es vorwärts gehen sollte, um sich in der Schlinge zu verfangen. Nach und nach brachten wir die Schlinge glücklich bis hinter die hervorstehenden Beckenknochen des Tieres. Jetzt gab ich das Zeichen zum langsamen Anziehen des Taus, die Echse war fest. Bolas, einem alten Herberthshöher Polizeijungen, gab ich ein Gewehr mit der Weisung, beim Auftauchen des Tieres nur auf das Auge oder die Weiche zu feuern. Ich selbst nahm meinen Drilling. Nun wurde weiter gezogen, und bald erschien langsam der häßliche Kopf eines alten Krokodils über dem von ihm wild bewegten Wasser. Zum Schuß konnte weder Bolas noch ich kommen. Das Tier überschüttete uns nur so mit Wasser. Wir zogen nun die Echse höher hinauf, so daß sie sich zeitweise auf die angezogenen Hinterfüße stellen konnte. Bolas brachte so dem Tier eine Kugel bei, traf aber nur die Zunge. Wütend gemacht dadurch, drehte es sich fortgesetzt um sich selbst und warf das Wasser mit riesiger Kraft nach allen Seiten. Jetzt ging ich ganz dicht heran und gab einen Weichenschuß ab, der das Herz traf. Es war die höchste Zeit gewesen, denn plötzlich brach die Luftwurzel, und das Ungeheuer stürzte wieder in sein Element, sich schleunigst unter Schlingwurzeln verbergend. Sein Blut färbte das Wasser und zeigte uns seine Spur. Da es aber Luft schöpfen, also wieder an die Oberfläche kommen mußte, besorgten wir uns rasch eine neue Wurzelschlinge, die an ihrem hinteren Ende quer mit einem kurzen Bambusstück versehen wurde, damit die Leute besser anfassen konnten. Bald kam das Tier wieder hoch, der Kahn fuhr hin, und Kanterpong, ein in diesen Sachen bewandertes Neu-Hannoveraner, brachte die Schlinge geschickt um den Kopf. Das Tier ging jedoch mit neuer Kraft in die Tiefe und riß den Kahn mit. Die Leute am Land ließen los, und auch das kleine Stück Bambus verschwand im Wasser. Nun stand alles am Ufer, das Wiederauftauchen der Echse erwartend. Ganz unerwartet kam sie zwei Meter vom Ufer hoch; alles floh in den Busch, ich kletterte auf einen Baum. Da meine weißen Beinkleider dem Tier besonders in die Augen fielen, so kam es auf mich zu, und so besahen wir uns gegenseitig mit eigenartigen Gefühlen. Mein Gewehr stand leider unten, sonst hätte ich ihm noch einen guten Morgen gewünscht. Fortgesetzt stieß die Echse Klage, laute Töne aus, auch spritzte sie Wasser, was ich sonst nie beobachtet habe. Dann tauchte sie wieder in die Tiefe, ließ aber diesmal das an dem Ufer befestigte Bambusstück an der Oberfläche schwimmen. Während ihrer Flucht hatten die Leute noch mehr Luftwurzeln besorgt. Das auf dem Wasser schwimmende Bambusstück wurde ans Land gezogen und bald kam die ermattete Echse zum Vorschein. Kanterpong schlang eine Luftwurzel um ihren Schwanz, wir zogen das Tier aufs Land und befestigten es dort gut. Jetzt erst konnte ich den Qualen des Tieres durch einen Schuß ins Auge ein Ende machen. Zur Vorsicht wurde der Rachen fest umbunden und das Tier am Kahn befestigt. Dann ging es unter Hallo und Geschrei nach meiner Station. Dort hatte sich schon groß und klein versammelt, um einmal mit eigenen Augen ein solches Tier zu sehen, ohne seine Zähne fürchten zu müssen. Es war ein alter, prächtiger Kerl von 4 Meter Länge, für die Tafel meiner Leute ein Leckerbissen. Als Magalad der Echse den Kopf abschlug, schnappte sie zum Danke noch einmal zu, und vorbei war es. Das fleisch ist gelblich weiß und reich mit Fett durchsetzt. Auch ich nahm mir ein Schwanzstückerl und ließ es mir in meiner Einsamkeit vortrefflich schmecken. Meine Leute haben fünf Tage daran gegessen. Im Magen fanden sich neben Schweineborsten noch Fisch- und Krebsreste vor. Den Schädel behielt ich zur Erinnerung für mich.

Der Frühling im Wasser.

Bei der Wiederkehr des Frühlings wendet sich stets die Aufmerksamkeit dem Erwachen der Natur auf der Erde zu, während des Ausflühens und Gedehens neuen Lebens in der Tiefe des Wassers merkwürdigerweise höchst selten gedacht wird. Stets haben die Dichter das junge Grün und die neherbauenden Vögel in Prosa und Versen verherrlicht, von den Schwärmen der Fische aber, die zum Laichen ausziehen, wurde kaum etwas berichtet. Und doch entwickelt zur Frühlingszeit das Leben im Wasser sich in märchenhaft reger Weise. Von Februar bis Ende Mai ziehen die Fische zum Laichen aus, und alle, die uns von der Speisefarte her gut bekannt sind, die Schellfische, Schollen, Steinbutten, Weislinge usw., legen jetzt in der Tiefe des Wassers Millionen von Eiern ab. Nur wenige Fische haben ihre Brutzeit in den Hochsommer verlegt, zu diesen Ausnahmen gehört z. B. die Seezunge. Die überwiegende Mehrzahl aber geht, wie die Vögel, beim Nahen des Frühlings auf die Wanderschaft. Bekannt sind die weiten und durchaus nicht gefahrlosen Reisen, die der Lachs stromaufwärts unternimmt, um seine Eier im Süßwasser zu legen. Auch die kleinen jungen Aale verlassen im Frühling in Schwärmen das Meer, um im Süßwasser zu leben, im Oktober aber reisen sie wieder dem Meere zu, sie sterben dann meist, so daß sie die Ufer des Heimatflusses kein zweites Mal wiedersehen. In Anbetracht der ungeheuren Eiermenge, die ein einziger Fisch zu legen vermag, müßte es fast erstaunlich scheinen, daß das Meer nicht überall von einem dichten Fischgewimmel erfüllt ist. Die Brut der Quappe z. B. schätzt man bei einem einzigen Tier im Jahre durchschnittlich auf die ungeheuerliche Menge von 14 Millionen Eiern, die Steinbutte macht ihre lange Brutwanderung mit $3\frac{1}{2}$ Millionen Eiern, daneben erscheint der Kabeljau mit seinen $4\frac{1}{2}$ Millionen Eiern geradezu bescheiden, und beim Hering sinkt die Durchschnittszahl auf 30 000 herab. Merkwürdig ist, daß der ausgewachsene Koche, der verhältnismäßig wenig Eier produziert, viel häufiger ist als die Steinbutte. Hier spielen die Gefahren, denen die Fische mit ihren Eiern ausgesetzt sind, eine ausschlaggebende Rolle, von dem ganzen Schwarm des Steinbuttenlaiches z. B. gedeihen gewöhnlich nur zwei Tiere. Die meisten kleinen Steinbutten sterben vor Hunger, da sie von anderen Fischen leben und es nicht genügend Fische gibt, die winzig genug sind, um den neugeborenen Steinbutten als Nahrung zu dienen. So geht sehr viel von dem, was der Frühling im Wasser an neuem Leben hervorbringt, sehr schnell wieder zugrunde, oft noch ehe die Eier ausgebrütet wurden. Dabei wirkt auch die oft beobachtete Tatsache mit, daß die meisten Fische, im Gegensatz zu den Vögeln, nichts weniger als zärtliche Eltern sind. Eine besondere Ausnahme bildet der Lachs, der für die Eier mit seinem Maul ein Loch in den Sand gräbt. Wirklich gute Väter unter den Fischen sind die Stichlinge, die für ihre Jungen ein Nest aus Gras bauen und die Eier wütend gegen das Weibchen verteidigen, das sie meist auffressen möchte, und die Seehasen oder Lumpsfische, die vor dem Loch, in welchem sie die Eier verbergen, Wache zu halten pflegen. Auch in Hinblick auf die Kriegszeit verdient der Frühling im Wasser einige Beachtung. Das Werden der Natur wird auch im Wasser durch den Krieg bedroht.

Aus der Anfangszeit unserer Bekanntschaft mit der Kohle.

Das Bessere ist der Feind des Guten.“ Dieses alte Wahrspruch hat sich auch an unsern hauptsächlichsten und wichtigsten Brennstoffen bewährt. So lange man nur Holz verfeuerte, hielt sich der Verbrauch in solchen Grenzen, daß die Natur immer für den nötigen Nachwuchs sorgen konnte. Nachdem man aber erkannt hatte, was für ein ausgezeichnete Brennstoff die Kohle war, und als man deren bergmännischen Abbau in Angriff nahm und immer weiter steigerte, und als dann, als weitere Folge davon, auch der Bergbau von Erz und seine Schmelzung und weitere Verarbeitung einen immer größeren Umfang annahm, da — mußte es der deutsche Wald büßen. Da ging hier der Raubbau mit einem Male ins Große, und es wurde ihm in solcher Weise Gewalt angetan, daß er sich nicht wieder davon erholte. Alte Chroniken berichten davon, daß im frühen Mittelalter in Westfalen so ausgedehnte Waldungen waren, daß ein Eickfächchen viele Meilen weit von Baum zu Baum springen konnte, ohne auch nur einmal den Boden zu berühren. Das klingt jetzt dort ganz märchenhaft. Aber andere alte geschichtliche Überlieferungen bekunden auch, wie der neue Brennstoff (die Kohle) dem alten (dem Holz) gefährlich war. Deshalb

bestimmten alte westfälische Bauernrechte, daß jeder, der eine Buche oder eine Eiche im Gemeindewalde schlagen würde, dafür einen jungen Stamm derselben Art an derselben Stelle pflanzen und sie drei Jahre lang hagen sollte. Buchen und Eichen waren wegen ihres harten Holzes, das man nur in erster Linie und in großen Massen brauchte, um in den Bergwerken die Stollen auszuwimmern, die edelsten Bäume der Mark, — ganz abgesehen von dem hohen Werte, den ihre Früchte für die Schweinemast hatten, weswegen sie auch als „Fruchtbäume“ bezeichnet wurden. . . . Den Wert der „schwarzen Erde“ zum Feuermachen hat man wohl zuerst bei Lüttich im belgischen Kohlenbecken kurz vor Ablauf des 12. Jahrhunderts erkannt. Hundert Jahre später wurde dann die Kohle auch in Westfalen gebrannt. Hier wurde sie zuerst auf den Acken des Oberhofs Ehrenzelle bei Essen gegraben, auf denen sich jetzt die Kruppische Gußstahlfabrik ausbreitet. Im Jahre 1317 wurde dort ein Hospital zum heiligen Geist errichtet, das noch jetzt als Spital für alte Leute fortbesteht. In der darüber ausgestelltene Stiftungsurkunde findet sich die erste geschichtlich nachweisbare Erwähnung der Steinkohle auf deutschem Boden. Dort heißt es nämlich: „Den Raum vor dem Zimmer der Haushälterinnen mögen alle Brüder zum Niederlegen des Holzes und der Kohle (carbonum) benutzen.“ Diese Bemerkung läßt bereits auf den ganz allgemein eingeführten Gebrauch schließen, während im Erzgebirge damals die Braunkohlenfeuerung noch neu und den Leuten unangenehm war. Deshalb wurde sie in dem ausgedehnten Zwickauer Braunkohlengebiet anfänglich „wegen der damit verbundenen starken Rauchentwicklung und der infolgedessen befürchteten größeren Feuergefährlichkeit kurzerhand verboten.“ In Zwickau wurden nämlich seit dem 14. Jahrhundert Kohlen mit besonderer Vorliebe von den Schmieden benutzt; aber als sich ihre Verwendung steigerte, erließ der Rat eine Verordnung dagegen, in der es hieß: „Das sollt ihr wissen, daß alle Schmiede nicht sollen schmieden mit Steinkohlen; wer dabei getroffen wird, muß zehn Schillinge Heller zahlen.“ Bald freilich lernten dann auch die Zwickauer Ratsherren ihre „schwarzen Diamanten“ besser schätzen. Im Jahre 1575 wurde übrigens in Westfalen durch die damalige Fürst-Ärztin von Essen auch die erste „Sozietät der Köhler“ genehmigt. Im Jahre 1593 klagte sie dann darüber, daß sie aus Mangel des Holzes Steinkohlen kaufen mußte, welches ihr „seit ihrer Regierung nicht wenig gekostet.“ Die Sorgen und Klagen wegen der Beschaffung des nötigen Brennstoffes stammen also, wie man aus alledem ersieht, nicht erst aus den jüngsten Tagen.

or

Dom Erfindungsgeist der Vögel.

Von neuen Merkwürdigkeiten aus dem Vogelleben, die vor allem beweisen, daß die Vögel wenigstens in einzelnen Fällen mit einem auffallenden Erfindungsgeist begabt zu sein scheinen, weiß V. Franz in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift zu berichten. Im allgemeinen lassen die Tätigkeiten der Vögel erkennen, daß die Vögel in der Hauptsache auf Grund ihres Instinktes zu Werke gehen. Dies beobachtet man am besten bei der interessantesten Arbeit der Vögel, dem Bau der Nester, und auch in der Brutpflege spielt der Instinkt die maßgebende Rolle. Daneben ist aber festzustellen, daß die Vögel im Laufe ihres Daseins gewisse Erfahrungen zu sammeln vermögen, die sie praktisch zu verwerten wissen; so vermögen die älteren Vögel die Gefahren und Feinde viel genauer zu erkennen und ihnen viel wirksamer zu begegnen als die jüngeren. Leistungen, die aber das Vorhandensein eines regelrechten Erfindungsgeistes beweisen, sind höchst selten und darum besonders beachtenswert. So beobachtete W. Israel ein sehr erfinderisches Zaunkönigspärchen, das seine Jungen fast ausschließlich mit den Exemplaren einer bestimmten, in flebrigen Gespinnsten an Eonymusbüschen lebenden Raupenart fütterte. Dabei wußten die Vögel sich die Gewohnheit der Raupen, sich bei Störungen an Fäden aus den Gespinnstbällen herabzulassen, sehr geschickt auszunutzen. Das Zaunkönigsmännchen hämmerte in der Nähe des Gespinnstballens an den Zweig, und das Weibchen nahm weiter unter die an Fäden herabkommenden Raupen in Empfang, um sie den Jungen zu überbringen. Hierauf wartete das oben sitzende Männchen, bis das Weibchen zurückgekehrt war, und dann begannen die beiden ihre merkwürdige Arbeit von neuem. Die geschilderte Jagdart wurde aber keineswegs von diesem Zaunkönigspärchen zum ersten Male erfunden, denn schon vor Jahren konnte Israel im Vogellande dieselbe Beobachtung anstellen. Es ist also möglich, daß die fragliche Handlungsweise durch den Anblick der Raupengespinste sich bei einem noch unerfahrenen Zaunkönigspärchen gewissermaßen als eine altererbte Reflexkette

auslöst. Oder aber — da im allgemeinen die Vögel kompliziertere Tätigkeiten nicht nachzuahmen vermögen, handelt es sich um eine Erfindung, die von einzelnen Zaunkönigspärchen immer wieder neu gemacht wird. Bemerkenswert hierbei ist auch das bei Vögeln Ungewöhnliche einer gemeinschaftlich auf ein Ziel hinwirkenden Arbeit zweier Tiere. Erfindungsgeist beim Bau von Nestern hat der Forscher H. Granvik im südlichen Schweden in der Gegend Torup festgestellt. Die Dohlen leben dort in so großer Zahl, daß sie oft gezwungen sind, sich mit ungewohnten Nistplätzen zu begnügen. Sie müssen also, über den Rahmen ihres angeborenen Instinktes hinaus, einen gewissen Erfindungsgeist besitzen, um z. B. Eichhornnester umzubauen oder aber auf Bäumen freie Nester zu errichten, trotzdem sie von Haus aus Höhlenbrüter sind. Ein Dohlenpaar hatte sich sogar ein ganz merkwürdig eingerichtetes Nest unter der dicksten Wurzel einer mächtigen Ulme errichtet. Dieses Nest hatte zwei enge Ausgangsröhren von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meter Länge, die nach entgegengesetzten Seiten hin verliefen. Lange Zeit hielt man es für unbewohnt, denn jedes Mal, wenn man von der einen Seite hineingriff, war der Vogel auf der anderen Seite heimlich hinausgeflogen. Es handelte sich also um eine Nestanlage mit einem regelrechten „Notausgang“. Ungewiß ist, ob die Dohlen sich diesen Notausgang wirklich als Schutzmittel schufen, oder ob sie so lange wählten und scharften, bis rein zufällig die beiden Ausgänge im Sinne eines „Notausganges“ benützt wurden, wozu immerhin ein gewisser Erfindungsgeist erforderlich war.

or

Wie wohnt man auf dem Balkan?

Zur Unterscheidung der Lebensbedingungen und des typischen Kulturbildes der einzelnen Balkanvölker erscheint auch die Betrachtung der unterschiedlichen Wohnverhältnisse auf dem Balkan unerlässlich. Die Wohnweise steht stark unter dem Einfluß des Hauptcharakters der betreffenden Landschaft, in den Waldgebieten von Serbien, Rumänien und Bulgarien überwiegt z. B., wie freilich Mielert in einer Erörterung der Kultur der Balkanvölker im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausführt, für das Durchschnittswohnhaus der Holzbau. Überall auf den hügeligen, mehr oder weniger dicht mit Bäumen bestandenen Gebieten in den genannten Ländern erblickt man Blockhäuser, im freien Tal hingezogen und in den waldärmeren Gegenden wird aus begrifflichen praktischen Gründen der Steinbau vorgezogen. Auffällig ist, daß im allgemeinen diesen feineren Bauernhäusern — denn um solche handelt es sich ja gewöhnlich — ein deutlicher ausgeprägter Stil fehlt, wie er bekanntlich in so starkem Maße die ländlichen Gehöfte in Deutschland, Österreich und der Schweiz auszeichnet. Die Bauweise ist ziemlich einheitlich, wenn man von Albanien und Griechenland absieht; in den kleineren Dörfern ist der Bau meist rechteckig oder quadratisch und hat nur ein Erdgeschloß, das Dach ist pyramidenförmig, im Norden hoch, im Süden wird es flacher. In Serbien und Montenegro ist das Bauernhaus von primitivster Einfachheit, gewöhnlich besteht es nur aus einem Lehmbofen, während Holzdielen oder Steinbelag schon einen Luxus bedeuten. Im Innern befinden sich ein Wohn- und ein Schlafgemach, im ersteren nimmt der Herd mit dem Rauchfang einen großen Teil des Raumes ein. Der Boden des Schlafgemaches ist mit Bastmatten bedeckt, Bettstellen sind bei den serbischen und montenegrinischen Bauern verhältnismäßig selten. In Griechenland sind diese Bauten etwas größer, manchmal auch zweistöckig, dem Hausherrn und der Hausfrau dienen hölzerne Gestelle mit auf den Brettern liegenden Decken als Schlafstätten, Kinder und Hausgenossen müssen sich auch hier mit dem Fußboden begnügen. Am fortgeschrittensten lebt der Bauer in Bulgarien, wo man bereits das Gefühl für praktischere Einrichtungen und kultiviertere Bequemlichkeit feststellen vermag. All dies gilt natürlich nur für die ländliche Bevölkerung, in den Städten herrscht mehr oder weniger der übliche europäische Typus in vereinfachter Form vor. Als charakteristisches Balkangebäude sei die in Serbien häufig anzutreffende Karawanerei erwähnt, die in den eisenbahnarmen Geenden die Stelle unserer Bahnhofschenken einnimmt. Speisen und Getränke werden in diesen Straßengewirtheusern meist nach einem staatlich festgesetzten Tarif verabreicht. Am romantischsten und unkultiviertesten ist die Wohnweise der Albaner, deren Baustil durch die noch stark herrschende Sitte der Blutrache und überhaupt durch den fortwährend lebendigen Kampfgeist beeinflusst ist. Aus diesem Grunde sind die Häuser zwecks besserer Verteidigung meist zweistöckig, oft nur im zweiten Stockwerk durch eine Leiter zugänglich. Anstelle der äußerst seltenen Fenster erblickt man schmale Lichtschlitze und Schießscharten im Obergeschloß.

Heimische Vögel als Nachahmungskünstler.

Wer für die Naturlaute in Feld und Wald ein geübtes Gehör hat, staunt immer von neuem, wie heimische Sänger sich darauf verstehen, ihre Umgebung zum besten zu haben, indem sie nicht allein die Stimmen anderer Vögel, sondern auch die verschiedensten Geräusche zur Verblüffung täuschend nachmachen. Auf dem Dache eines alleinstehenden Hauses, in dessen Nähe eine Bahnstrecke gebaut wurde, gaben Stare ganz täuschend das Behämmern der Eisenbahnschienen und das Einschlagen der Eisenbolzen in die Holzschwellen wieder. Ein süddeutscher Geistlicher schreibt: „Ich erhielt einmal einen Star zum Geschenk, der in der Werkstatt eines Drechslers aufgezogen war. Er drechselte den ganzen Tag, bald mit dem groben, bald mit dem feinen Meißel, und zwischen dieses Geräusch flocht er das durchdringende Pfeifen des Rades hinein.“ Der Gartenlaubvogel (Sprechmeister, gelber Spötter, Spottvogel), ohne Frage während seines kurzen Hierseins eine der schönsten Fiedeln unserer Gärten, steht in der Nachahmungskunst an erster Stelle. Der Ruf des Pirols und des Wendehalses, der Schlag der Wachtel und das Orgeln der Schwarzdrossel sind unter seinen Imitationen die beliebtesten. Der Eichelhäher, in Deutschland überall, und zwar häufig als Strichvogel, vertreten, verdient den Ruf eines argen Spötters, und im Nachahmen aller möglichen Tierstimmen und sonstiger nicht gerade immer lieblicher Laute ist er Meister. In der Freiheit hört man ihn die Amsel, die Drossel, den Singsittich, die Nebeltränke und den Sussard kopieren, in der Gefangenschaft lernt er das Wiehern des Pferdes, das Krähen des Hahnes, das Quieken der Ferkel, Bellen und Winseln der Hunde, Miauen der Katzen. Auch unsere Lerchen fehlen nicht im Reigen der Spötter, die Haubenlerche zeichnet sich sogar in dieser Hinsicht durch ein bedeutendes Talent aus; selbst Nachtigall, Sing- und Schwarzdrossel halten es nicht für unter ihrer Würde, gelegentlich unter die Plagiatoren zu gehen.

Das Kamel im Kriegsdienst.

Zu den Überraschungen, die unseren Feldgrauen im Laufe des abenteuerreichen Weltkrieges zuteil wurden, gehörte es auch, daß viele von ihnen infolge des Eintritts der Türkei in den Weltkrieg auch mit dem Kamelrücken Bekanntschaft schließen mußten. Heute, da das Kamel in verschiedenen Gegenden und Heeresverbänden erprobt wurde, kann gesagt werden, daß es sich in jeder Beziehung als äußerst „kriegsverwendungsfähig“ erwies. Wie Felix Baumann in einer Besprechung der Kriegsdienste des Kamels in „Aber Land und Meer“ bemerkt, wurden von der Türkei bei der Mobilisierung nicht weniger als 60 000 Kamelreiter requiriert, um als Reit-, Last- und Jagdtiere verwendet zu werden. Die Engländer hatten ursprünglich die Kamelreiter aus dem Kriegsdienst entfernen wollen, denn vor dem Kriege wurde in der Londoner „United Service Gazette“ diese Absicht als feststehend mitgeteilt. Tatsächlich hatten die Engländer bereits in Punjab Kamelreiter zugunsten der Maultierzucht aufgegeben, da etwa 60 % der Kamelreiter an der von den Tsetsefliegen hervorgerufenen Surra-Krankheit litten. In-

folge der Bedrohung von Ägypten und der Ereignisse in Mesopotamien wurden aber auch englischerseits die Kamelreiter wieder in den Kriegsdienst gestellt. Als Last- und Jagdtier, ist am beliebtesten das in Galatien und Kappadozien gezüchtete gewöhnliche einhöckerige Tulakamel, das eine Kreuzung der Einhöckerstute mit dem Zweihöckerhengst darstellt. Unter den bei den Kamelreitern dienenden einhöckerigen Reit- oder Lastkamelen gebührt dem leichtgebauten Schneeweißen Hegin das größte Lob. Die Heginer stammen väterlicherseits meist aus Arabien, mütterlicherseits aus dem Sudan und zeichnen sich durch ungewöhnliche Schnelligkeit und Ausdauer aus, wofür auch die ihnen gegebenen Namen, wie etwa „Telegraphendracht“ und „fliegender Stern“ sprechen. Früher wurde die durchschnittliche Kamelstunde bis 4 Kilometer berechnet, doch vermag ein gutes Reitkamel am Tage 120 bis 150 Kilometer zurückzulegen. Bei den Kamelritten in Bistra wurde im Jahre 1912 die 336 Kilometer lange Strecke von Quargia nach Bistra in der verblüffend kurzen Zeit von 36 Stunden bewältigt. Während ein gewöhnliches Kamel bereits für 120 Mark erworben werden kann, kostet ein Hegin durchschnittlich 1000 Mark. Unseren Feldgrauen bereitete in den Kamelkorps anfangs besonders das Aufsitzen Schwierigkeit. Die Kamelreiter gehörten auf das Kommando zum Aufsitzen nämlich so blitzschnell, daß sie augenblicklich aufspringen, wodurch ein ungeübter Mann leicht zu einem Purzelbaum in den Sand veranlaßt wird. Neben Anpruchslosigkeit, Ausdauer und Schnelligkeit erscheinen die Kamelreiter auch wegen ihrer stoischen Ruhe als besonders kriegsgeeignet. Das Geknatter des Gewehrfeuers, ist ihnen vollkommen gleichgültig, und selbst beim ersten Kanonendonner geben sie nur ganz geringe Erregung zu erkennen. Außerordentlich tüchtig als Kundschafter und Patrouillenreiter sind die sogenannten Mehariiten, die aus einer Kamelspur die Schnelligkeit der Verfolgten und sogar den Zustand ihrer Kamelreiter, nämlich ob sie frisch oder ermüdet sind, zu erkennen vermögen. Schließlich sei auch noch der verblüffende Ehrgeiz des Lastkamels erwähnt, der z. B. bei einem Kamelritten in der Umgebung von Kairo sich darin äußerte, daß das als zweites am Ziel eintreffende Kamel den Reiter seines siegreichen Kollegen ins Bein biß.

Aber das Benehmen der Tiere beim Luftangriff

auf englische Städte schreibt ein Beobachter: „Der Unterschied der Tiere bei diesen Gelegenheiten ist merkwürdig und interessant, besonders z. B. die Hunde während der Bombardements zu beobachten. Der kleine und nervöse Hund erweist sich in solchen Fällen als vorzüglicher Wachtposten. So gibt es viele Hunde, die durch ihr unruhiges Benehmen noch vor dem offiziellen Alarm Aufmerksamkeit erregen und dadurch unter Umständen sehr nützlich werden können. Die nervösen Hunde hören das Geräusch der Motoren oft lange, bevor es den Menschen vernehmbar wird. Ein Zeppelinangriff z. B. wurde durch einen Hund 15 Minuten früher bemerkt, als das erste Alarmzeichen laut wurde. Andere und ältere Hunde in demselben Hause aber schiefen ungestört weiter. Manchmal kommt es vor, daß Hunde sich

selbst im Verlaufe eines schweren Luftangriffes völlig gleichgültig zeigen. Fast immer gleichgültig sind die Kühe, so daß sie niemals ein Dorf vor einem Luftangriff zu warnen vermögen. Die besten Wachtposten sind im allgemeinen die Vögel. In der ersten Zeit des Krieges hielt man auf dem Eiffelturm Papageien, die tatsächlich 20 Minuten vor dem Erscheinen der Flugzeuge Warnungszeichen gaben. Doch allmählich stumpften die Papageien völlig ab, so daß sie nutzlos wurden. Fasane hingegen behalten ihre Empfindlichkeit stets unvermindert bei. In London werden die Flieger alarmiert, sowie die Fasane im zoologischen Garten sich besonders unruhig zeigen. Dies geschieht 15 bis 30 Minuten vor Erscheinen des Zeppelins.“

Die Schaumburger Zwerge.

Wo die sanften Weserberge Steh'n in ihrer Buchen Pracht, Hauste einst das Volk der Zwerge In der Erde tiefem Schacht.

Strahlend glänzten drin die Wände Ihrer Burg aus Bergkristall, Die geschmückt der Wichtel Hände Mit dem edelsten Metall.

Goldne Täßchen, goldne Kännchen Waren Wichtelweibchens Stolz, Kunstvoll schnitten Wichtelmännchen Tisch und Stuhl aus Rosenholz.

Hold den guten Menschenkindern, Stillten gern sie deren Not, Um des Hungers Qual zu lindern, Brachten sie den Armen Brot.

Gaben ihnen Holz zum Heizen, Heilten den, der krank und wund, Stampften aber auch den Weizen Geizgen Bauern in den Grund. —

Längst hat Menschenlist vertrieben Schaumburgs guter Wichtel Schar, Die im Meimkenloch*) geblieben Nur schon viele, viele Jahr!

Alle hundert Jahr am Berge Wichtel nur zu sehen sind, Aber dann erblickt die Zwerge Immer nur ein Sonntagkind.

Helene Brehm.

*) Meimken- oder Männchenloch, Höhle am Pöschberg in der Weserbergkette.

Was sagt der Astrologe?



Auflösung des Suchbildes in Nr. 5.

Das Bild ist links zu drehen, der Angler erscheint dann zwischen Blattpflanze und Felsblöcken.